

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

15] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Peuter

Elias hörte nicht mehr zu. Mit halbgeschlossenen Augen, den Rücken an dieselbe Balustrade gelehnt, an der er seinerzeit die Kreuze aufgerichtet hatte, ließ er noch einmal das Frühlingsidyll an seinem geistigen Auge vorüberziehen.

Mit ihren blonden, wieder um den Kopf aufgesteckten Flechten, ihrem schwarzen Kleide und dem weißen Nacken glich sie fast ganz der ehemaligen Diakonissin, die lächelnd Dornenkronen wand.

Der Schatten einer Passionsblumenranke huschte wie der Geist eines Kusses über ihre Wange, und einen Augenblick glaubte Elias vom Hospitalshofe her die zarten Staccatolänge der Schalmei zu vernehmen.

„Was ist aus dem kleinen bethlehemitischen Girten geworden, dem man das Bein amputierte, und den Sie mit aller Gewalt befehlen wollten?“ fragte er auffahrend.

„Er ist gestorben,“ antwortete trocken Schwester Charlotte. Und die Lektüre des Briefes nahm ihren Fortgang.

„Er ist gestorben...!“

Elias knipfte die Asche seiner erloschenen Zigarre fort. Auch die kleine Beduinenschalmei war tot: nie mehr würde er sie hören; die ganze Poesie um ihn war tot, begraben mit dem jungen Ziegenhirten. —

Nun reizte ihn beinahe schon der Anblick Cäcilien in ihrem Krankenwärterinnenanzuge, wie er sie an diesen scheußlichen, grauen Strümpfen so eifrig stricken sah. Sie machte einen so mittelmäßigen, so selbstzufriedenen, so spießbürgerlich-glücklichen Eindruck. Hinter ihr, in dem weißgetünchten, friedlichen Stübchen sah er, wie man das Tafelgeschirr aufstapelte und die übriggebliebenen Kuchen unter grüne Gazeglocken setzte. Sogar die perlmutterglänzenden Sterne im herbstroten Raub waren schon längst verwelkt; an ihrer Stelle blähten sich jetzt gelbe schwammige Kapfeln.

Wie bedauerte er sein Kommen! Wie bedauerte er den Eintausch der frischen Romantik seiner Erinnerungen gegen diese banale Wirklichkeit!

Und eine ungeheure Traurigkeit befiel ihn, als ob ihm ein großes Unglück zugestoßen sei.

Er wandte sich vom Tische fort und blickte in den Hof.

Die Girlanden aus künstlichem Moose mit den Papierblumen und Goldrosetten erinnerten ihn an kläglichen Jahrmarktstflitter. Im Hofe drängten sich die kleinen arabischen Mädchen, denen man zu spielen befohlen hatte, eng aneinander. Vinkisch, verdrießlich, verlegen über ihre nackten Glieder und ihrer Säßlichkeit bewußt, ähnelten sie mit ihren kurzgeschnittenen Haaren und engen Kleidern gerupften, traurigen Vögeln im Käfig.

Elias taten sie leid. Er wäre gern hinuntergegangen, um ihnen die Pforte ihres Käfigs zu öffnen und ihnen zuzurufen: „Fliehet fort, Ihr armen, kleinen, bekehrten Wilden! Fliehet zurück zur Einfachheit, zur Natur! Um glücklich zu sein, braucht man weder Religion, noch Zivilisation. Kehrt zurück zu Eurer natürlichen Unwissenheit, zu Euren Oliven-gärten, zur Sonne. Bakt Euer Brot in der Asche, schöpft Euer Wasser aus Zisternen und schenkt Euren Gatten Kinder! Darin liegt das wahre Glück. Ach, auch mir geht es so wie Euch; gefangen bin ich wie Ihr, auch ich bin ein Opfer.“

Doch nun war der Brief zu Ende! Man erhob sich. Schwester Charlotte begleitete ihre Gäste bis zum Hofe, wo die Waisen sich knirschend verabschiedeten.

Eine von ihnen, ein entzückend zierliches und trotz seiner europäischen Kleidung bildhübsches Mädchen, hatte sich zwei rote, von der Girlande abgeplückte Papierrosen hinter die Ohren gesteckt und aus Goldpapier einen Kopfreif sowie Armbänder angefertigt. Nun hatte sie nicht mehr Zeit, sich ihres Schmuckes zu entledigen.

„Ah, Du garstiges Geschöpf! Warte nur, Dir werde ich! Willst Du wohl sofort herkommen und mir alles abgeben,“

rief die Oberin, ihr diesen unschuldigen Kinderschmuck fort-reißend. „Ah, solch eine Koketterie! Aber die ist den Arabern schon angeboren! Besonders dieser hier! Täglich müssen wir dagegen ankämpfen. Ach, meine Damen, wenn Sie noch ein Plätzchen in ihren Gebeten übrig haben, empfehle ich Ihnen diese Mouna.“

Und während ihre Warze auf der violetten Unterlippe vor Entrüstung bebte, flüsterte sie Cäcilie zu:

„Sie ist eine Frucht der Sünde, ein Kind der Däbel!“

5.

Die ganze Woche verlief unter Besuchen; man stattete sie entweder zu Fuß ab oder auf Eseln, die man von den Monkes auf dem Davidsplatz mietete. Denn Cäcilie mochte aus Gründen, die sie zwar nicht eingestand, ihr Gatte aber leicht erriet, nicht mehr zu Pferde steigen.

Dabei machten sie mit den verschiedenen, im Heiligenlande so zahlreichen, protestantischen Sekten Bekanntschaft, von den in der Koloniaebene angesiedelten Mormonen, die dort, nach dem Vorbilde der Patriarchen, mit ihren Weibern, Kindern und Herden leben, bis zu den amerikanischen Resurrektionisten, welche dem Delberge gegenüber im höchsten Gebäude Jerusalems haufen, von wo aus eine Wache unaufhörlich nach Ihm ausspähet, der da gesagt hat: „Wachet und betet, denn ich werde euch überraschen, wie der Dieb in der Nacht.“ Dort leben sie, zwölf Männer und zwölf Frauen, so wie die Jünger, in einer vollständigen Gemeinschaft, in der jeder sich Ihm widmet, für den an ihrem Tische stets ein Platz gedeckt, in ihrer Wohnung stets ein Zimmer bereit ist.

Dann kam die Reihe an die modernen Villen, mit Dachziegeln und grünen Fensterläden, die zerstreut längs des Weges nach Jassa lagen und sämtlich auf einen biblischen Namen getauft waren. Der universelle Krämer bewohnte den „Turm zu Babel“, der Bankier das „Haus Eloims“ und der englische Pastor hauste in den „Lilien von Galiläa“, wo Herr und Frau Zamain ihn, mit zwei reizenden Bübchen auf den Knien, bei der Ausarbeitung seine Predigt antrafen, während Mrs. Brown ab und zu einen Blick auf den Teetisch warf und dabei hebräische Buchstaben auf einen Tischläufer sticte.

Von da begaben sie sich nach dem „Schlößchen von Magdala“ zu Herrn Goldmann, einem getauften Juden, der nun Missionar geworden war. Seine Frau war eine ehemalige Sängerin aus einem Variététheater in Port Said, die er aus Mitleid geheiratet hatte. Nun machte ihre profane Stimme alle Sonntage einen Läuterungsprozeß durch, indem sie aus Dankbarkeit von der Orgel der anglikanischen Kirche herab bei der Liturgie mitwirkte.

In der Woche, so sagten die Pastermäuler, wurde sie wieder „eine frivole Person“, denn Frau Fischer hatte sie eines Tages beim Trällern leichtfertiger Lieder überrascht, zu denen Stöckelschuhe a la Louis XV. den Takt schlugen. Außerdem hatte sie einen Spiegelschrank in ihrem Schlafzimmer und schlief mit ihrem Manne zusammen in einem breiten englischen Bett.

Cäcilie hielt sich kluger Weise etwas zurück. Elias gab sich jedoch noch liebenswürdiger als gewöhnlich, denn er fand die Frau weder dumm noch schlecht, und in dem Manne einen ganz außergewöhnlichen Missionar mit schönem, semitischem Kopfe, voll glühender Begeisterung und hinreißender Beredsamkeit, der zu jedem Opfer bereit war, den alles tief bewegte und der seinem neuen Glauben den ganzen hartnäckigen Enthusiasmus des alten zurachte. Aus seinen Augen, seiner Stimme, seinem ganzen Gebaren leuchtete die Freude zu glauben und zu überzeugen. Die Schöße seines Rockes flogen; die jüdischen Stirnlöcher, die er beibehalten hatte, tanzten; trotzdem aber war nichts Lächerliches an dem Manne, der eher einem erleuchteten Apostel ähnelte.

Er erzählte von seinen Widertätigkeiten, seinen Gefahren, seinen Erfolgen. Und man sah ihn, wie er die Pforten der Synagoge aufbrach, die Thorarollen stürzte, um an ihrem Platze das Neue Testament aufzustellen und der ob solcher Tempelschändung versteinerten Gemeinde zurief: „Weg mit Euren eiteln Geschwätz! Ich bringe Euch das neue Gesetz und lebendige Propheten!“ Und man sah ihn, wie er an der Magermauer mitten in das liturgische Jammern und

Seufzen hineinschrie: „Kinder Israels, Zion hört Euch, Jehovah erhört Euch! Dort ist Euer Heil, dort ist Euer Heiland! Kehrt Euch um, wendet Euch hin nach Golgatha! Weinet, weinet! Doch nicht vor Schmerz, sondern vor Freude! Nicht auf den Trümmern dieses unfruchtbar'n Tempels, sondern auf dem befruchtenden Grabe, wo unter dem Tau Eurer Tränen die Blüte Eurer künftigen Erlösung hervorsprossen wird!

Hundertmal hatte man ihn verfolgt, ihn mit kochendem Wasser begossen, ihm Steine und Schmutz nachgeworfen.

„Und all das entmutigt Sie nicht?“

„Im Gegenteil! Wenn sie mich schmähen, ist das ein Beweis dafür, daß sie sich getroffen fühlen. Auch ich war einst wie sie; ich wollte den Missionar töten, der die Umwälzung in meinem Herzen hervorrief. In dem Augenblick jedoch, da ich meine Hand erhob, warf eine übernatürliche Macht mich in den Staub; seither habe ich den Messias angebetet. Und ich hoffe, ich warte immer darauf, daß ein gleiches Wunder sich bei denen ereignet, die mich hassen. Ach! Eine Seele aus Betrübnis und Dunkelheit zu erretten, ihr durch ein Wort Frieden, Licht und Hoffnung zu geben; kein Glück kommt diesem gleich. Sein körperlicher Schmerz ist so arg, daß man ihn nicht für solch einen Rauch gern erträgt! Würde ich, daß ich mit meinem Tode eine einzige Seele erkaufte, wie gern ließe ich da mein Leben! Uebrigens,“ fügte er, als seine Begeisterung sich gelegt hatte, lächelnd hinzu, „brauche ich nichts zu fürchten, ich bin gepanzert, sehen Sie!“

Und er holte aus der Erde einen ungeheuren, bombenfesten, mit Zinkblech ausgeschlagenen Schirm, und fuhr, seine Gasse etwas in die Höhe ziehend, fort:

„Und gepolstert. Nicht meinetwegen tue ich es — Gott ist mein Schild — aber Kittys, meines lieben Angsthäschens wegen!“

Und Herr Goldmann streichelte innig die Hand seiner Frau.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

frühlings Erwachen.

Auf dem Dorfe weiß man, daß es Frühling wird, wenn die Weiden blühen und in Schullehrers Garten die Schneeglöckchen auf den Beeten läuten. In der Stadt ist daran nichts zu erkennen. Die Stadt, die häßlichste und mächtigste Erfindung der Menschen, hat das alles verwischt. Die wechselnden Ereignisse und Erscheinungen der Natur stimmen hier nicht mehr. Weiden gibts an den kältesten Wintertagen, wenn's im Dorfe nur Eisblumen an den Scheiben gibt — und selbst Eisblumen gibts in der Stadt auch so gut wie gar nicht mehr. Dagegen — der Wald hat Waldmeister im Mai, Raiglöckchen, wenn der Frühling einmal seine Leune hat, schon gegen Ende des April, an Ostern blühen die weißen Anemonen, und gegen Pfingsten färbt sich das blaue Lungenkraut rot; wenn der Wald noch lahl steht, duftet schon der Seidelbast, und wenn die ersten wärmeren Sonnentage den Hügel bedecken, kommen auch gleich die blauen Puffatillen, die Küchenschellen, mit ihren warmen Pelztragen hervor und guden sich die Welt an, die neu werden will. Das stimmt alles, nicht aufs Tipfelchen gerade, denn die Natur ist keine Maschine, aber es stimmt dennoch, und man kann das Jahr danach zählen und erzählen. Aber die Stadt, die Stadt kennt das nicht. Da ist alles gleich und einerlei — da wachsen die Bauten und Mauern im Winter in die Höhe wie im Sommer, da hat das Leben keine Paß und keine Ruh', keine Einschnitte und Merkmale, keine Neuerungen und Reize der Veränderung. Die Menschen frieren und ziehen sich wärmer an im Winter — und wenn der Frühling kommt, frieren sie ein wenig weniger und ziehen sich ein wenig weniger warm an. Und die Schaufenster stellen neu aus — das sieht man, und es wird Ereignis, die Büsche an den freien Plätzen treiben und der Rasen bekommt ein neues Grün, aber das sieht man nicht, und das gilt nicht. Aber auf dem Lande, da ist's ein ander Ding. Da hat alles eine andere Bedeutung, alles was sich im engen Kreise und im weiten vollzieht, das Schweigende, Nüchliche, Langsame, es markiert sich noch. Wie lange noch?

In den Bäumen treibt der Saft. Nun löst sich die Rinde an den Weiden. Man schneidet sich die Gerten und sitzt geduldig im hohlen Weidenstamm und klopft die Rinde so lange, bis sie sich als saubere, unverletzte Röhre über das Holz ziehen läßt. Dann wird die Pfeife geschnitten. In verschiedenen Stimmen klingt sie durch die Weiden. Jede hat einen anderen Ton. Von den dünneren Gerten klopft man die Hoboen los, und wer Geduld und Geschicklichkeit genug hat, ringelt einen diden Ast und klopft sich eine lange Kinderhaut, die sich wie eine Schlange oder wie eine Feder ringelt, und die er zur Schalmei formt. Am dünnen Ende wird die Hoboe eingeseht, mit einem feinen Holzsplitter befestigt, an einzelnen Stellen heftet man die Rinde mit Holzsplittern übereinander, damit die Form bleibt, und nun hat das Instrument einen lauten Ton.

Was viele nur noch aus dem Volksliede kennen, auf dem Lande ist es noch wirklich: die Schalmeien tönen da noch. Sie tönen bei den Eierspielen auf den Wiesen an Ostern, sie tönen noch an Pfingsten, wenn die Natur ihre lieblichsten Reize entfaltet. Sie klingen nicht immer sanft und angenehm. Aber was will das bedeuten — es liegt ein schöner Sinn in ihrem Tone — es ist Frühling geworden — der Saft steigt — die Sonne scheint wieder warm — die Natur ist ihrer Fesseln los und hat die Banden gesprengt. Das Leben lärm't in einfachen, ungefügten Tönen — und das Herz tut sich auf und hört das Lärmen als Musik an. Das Jahr hat wieder seinen deutlichen Einschnitt bekommen, die Arbeit hat ihren eigentlichen Anfang genommen, Menschen finden sich wieder zu Menschen — es ist Trieb und Wachstum in der Welt — es ist wieder die Hoffnung geweckt auf Erfolg und Fülle, auf Fest und Ernte. Es ist Jugend in der Welt — und Jugend ist Heiterkeit und Festlichkeit. Die Arbeit will ein wenig von ihrem Scherren sich befreien, in den Alltag lächelt der Sonntag hinein. (Ach, wie bald hat alles wieder seinen sicheren Gang und ist Reuchen und Kummern was Springen und Klingen war!) Poesie zieht ins Dorf ein, in die Gassen und Höfe, in Feld und Weide und Wiese und Wald, und bringt Bewegung und Farben. Es finden sich die Bürschen zu den Mädchen. Die Paare wandeln auf den grünen Pfaden — die Felber hin, die Wiesen hin, den Bach entlang, die Höhen hinauf, durch den Wald, in dem sich's schon zu regen angefangen. Ein kleines Weibchen auf der sonnigen Bank, ein Schlüpfen durch Seden, ein Klettern über Geröll und Gestein um Nischen von der Salweide, um die kleinen Bürschen an den Birken — ein Schmolzen und ein Wiederberstehen — und ein Herz in eine Rinde und einen Ramen hinein — auf ewige Zeit verschlungen und verbunden — und das Schicksal wartet schon und muß erfüllen, wozu es gefordert worden.

Was weiß der Städter davon? Von solchem sich Finden und sich Binden, und von dem Gewicht der kleinen Begebenheiten und der Nachwirkung netzlicher Ereignisse und dem Zwang der Verhältnisse, die über jeder leichten Stunde den Finger halten und unerbitlich aneinander fesseln, was sich in Luft des Lenzes lose nur gestroffen oder von der Schulbank her zu einander hielt, Lenz und Lenz lang, bis es dem Geschick des Lenzes verfiel. Der Kukud ruft und lockt sein Weibchen und die anderen Vögel sind geschäftig im Nestbau. Was sich geneht im Frühling, im Sommer bekommt es schon einen ersten Sinn — aber der Herbst wird nach dem warmen Neste fragen, und nicht selten hat der Winter Tränen. Manche junge Kraft, die sich spielend ins Leben warf und sich schon in ihrer Reife glaubte, sie wird hier gefesselt. Einige zerbrechen für immer, und einige gehen verkümmert in Joch und Strang weiter — und das einzige, was sie haben, das ist das Erinnern an einen blühenden Lenz, an eine jugendfröhliche, wendende Zeit, an einen Taumel und Drang, der sein Maß nicht fand und seine Achtsamkeit vergaß, so daß ihn das Leben einfieng. Loser Vogel, der ins Garn gegangen, ehe er Zeit zu seiner Freiheit fand. Und es hängt doch noch ein Zauber daran oft, den der Städter nicht kennt. Der Zauber des Landes, der Zauber der schöneren Verführung — und bei vielen wirkt er nach und nistet sich unter das drüden Dach ein und weht dann und wann einmal durch die ärmliche Stube und macht die Erde am Ofen traulicher und gibt dem Summen des Kaffeetessels eine Melodie, und verklärt den Sonntag und den Feierabend und das seltene Fest. Manchmal vergeht der Zauber nie — und jeden Frühling kommt er mit der Sonne wieder unters Gebälk geflogen, wenn er im Winter mit der Kälte davon gegangen war. Es ist so viel Leid und Schwere und Enttäuschung in der Welt — aber da und dort ist noch ein Herz, das seinen Frühlingstag zu erleben nicht verlernt hat. Trotz alledem und alledem. Die Quellen werden laut und durch den Wald braust der Föhn. Frühlings Erwachen! Sind Stürme in euren Herzen, springen Quellen in ihnen auf? Von den Höhen weht es nieder, aus den Gräbern steigt es auf. Es sind tausend Stimmen — aber die tausend Stimmen werden eine. Jedem tönt die Stimme, die lebendig ist in seiner Brust, — und die ihm die stärkste ist, die tönt ihm entgegen. Kraft und Mut dem Kämpfenden, Trost und Hoffnung dem Leidenden, Schönheit dem Begehrenden und Gewißheit dem Vertrauenden — und allen und jedem das Leben in seinem besten Sinne, in dem Sinne, der jedem der beste scheint, — und darin Erfüllung.

In verhallten Tale liegt beschützt das Dorf, auf den Höhen wüdet der Wind. Aber hier ist auch Sonne — drunten liegen Schatten. Frei ist hier der Blick und weit — drunten ist er eng. Frei liegen hier alle Wege, die Heerstraße, die am Fuße hingieht, der Strom, der durchs Gebirge bricht, der Pfad, der über die Gipfel zieht. Sie alle geht der Frühling hin, sie alle weist er. Wege zu weisen ist er gekommen, Wege zu finden läßt er ein. Daß wir freudige Sucher und glückliche Finder seien. Vor uns her zieht sein Glanz. Und vor uns her zieht sein Glanz, der in uns ist . . .

Wilhelm Holzamer.

(Nachdruck verboten.)

Ein Besuch.

Von M. Gregory.

Nun schritt sie ärgerlich über die endlos lange Chaussee. Schwülz stimmte die Luft.

War das vielleicht eine Art von der Mutter, sie so ganz „sans façon“, ohne überhaupt danach zu fragen, ob es ihr gerade passe

oder nicht, fortzuschicken? — Ja, ihr nicht einmal Zeit zum Umkleiden zu lassen: ohne Schirm, so wie sie gerade von einem Spaziergang zurückgekehrt war?!

Und warum? Es war zum Lachen! Weil ihre alte Kinderfrau, die Klinger, die nach 25 jähriger, treuer Dienstzeit den Rest ihres Lebens bei Verwandten auf dem Lande zubringen wollte, auf einmal Schussfucht nach ihr bekommen und eine ziemlich unklare Depesche geschickt hatte.

Als wenn nicht morgen oder übermorgen noch genügend Zeit gewesen wäre. . . . Aber die Mutter natürlich — — Na ja.

Wie drückend schwül es wurde. Kein Blatt bewegte sich. Jetzt müßte ein Gewitter kommen und ihr Leinenkleid, Lackstiefel und die neue weiße Feder auf dem „Sonntagshut“ verderben. . . . Das geschähe der Mutter schon recht.

Wahrhaftig, drüben am Himmel ballte sich eine bleiern schwüle Wolkendecke zusammen, die mit lautloser Geschwindigkeit voran rückte. Wie ein riesiges Ungeheuer sich gierig auf Beute stürzt. . . .

Kengstlich krochen die Bäume in die hereinbrechende Dämmerung. . . .

Aha, der Tanz sollte schon losgehen: es rasselte, wettelte, rumpelte in der Ferne.

Wirbelnde Trommler voraus — —

Zuckend rissen sich glühende Schwerte durch den bleiern Himmel, während knatternde Geschütze rollend und rumpelnd über holprige Wollensstraßen ratterten. . . .

Räthe dachte nun doch mit Schrecken an ihren blendend neuen Hut, dazwischen aber wieder voll Empörung:

„Mag es regnen, mag die Mutter mir auch einen neuen Hut kaufen.“

Wie auf Befehl begannen die Wasserfluten zu strömen. In Sturzwellen goh es sich vom Himmel herab. Und der Regen durchweichte ihr dünnes Kleid, daß es in nassen Falten gegen den Körper schlug, daß es sich zwischen die Beine drängte und ihr jeden Schritt erschwerte.

Schlaff hing der weiße Strohhut herunter und hieß von seinen breiten Rändern kleine Gießbächlein träufeln. . . . Bei jedem Schritt klatschte das Wasser in den dünnen Lackstiefeln.

Ach . . . war das unbehaglich. . . .

Wenn bloß irgend ein Wagen käme — oder ein Mensch — oder — oder — wenn es auch nur ein Hund wäre — —

Aber es kam nichts. Nichts.

Bloß unermüdlicher Regen.

Vielleicht wäre es am besten, sie setzte sich auf einen Meilenstein, oder legte sich an den Grabenrand, um dort zu sterben.

Der Mutter zur Strafe wollte sie sterben. Möglichst rasch. Am bequemsten wäre zwar, wenn irgend ein Blitzstrahl sie unversehens treffen würde. . . .

Aber es kam ganz anders.

Das Gewitter verzog sich und der Regen wurde nachlässiger und nachlässiger.

Es wurde kühl und frisch. . . .

Als die ersten Häuser des Dorfes vor ihr lagen, zog der westliche Horizont gerade seinen purpurnen Abendmantel an. . . .

Ein paar Frauen standen an den Haustüren und machten bedauernde Gesichter, als das triefend nasse Mädchen daher kam.

Kinder spielten schon an den breiten Wasserpfützen. Und überall standen die Fenster weit offen, daß die neu erfrischte Luft alles durchdringen sollte.

Von den Dächern rieselten silberne Wächlein und die Blätter der alten Bäume schüttelten sich wie nasse junge Hunde. . . .

„Da sind Sie ja in ein schönes Wetter geraten!“ rief ihr der grauhaarige Schultebauer entgegen, der, die Hände in den Hosentaschen, am Tor seines kleinen Gehöftes stand.

Räthe wollte etwas sagen, doch all die heruntergeschludten Tränen hielten ihr den Hals zu.

„Aber die Klinger! Na Fräulein, erschrecken Sie nicht! Die ist schon tot!“

„Ach Gott! Ach Gott! Das Fräulein! Wie aus dem Wasser gezogen! Und so blaß wie es aussieht!“

„Schrei nur nicht gleich, Alte!“ versuchte der Bauer seine herbeilaufende Frau zu beschwichtigen.

„Aber sehen müssen Sie die Klingern. Ach, so friedlich liegt sie da. Immer und immer hat sie nach Ihnen gefragt. Ihr letztes Wort sind Sie gewesen.“ —

Feierlich öffnete die alte Frau eine Tür.

Da brannte ein flackerndes Nachtlämpchen am Kopfende des Bettes. Wirre, ängstliche Schatten huschten, durch den Luftzug aufgeschwungen, über die weiße Decke. . . . durch die bläuliche Dämmerung, denn die dichtverhängten Fenster ließen keinen Schimmer des friedlichen Abends herein.

Es roch nach Kerzen und vergilbten Gebetsbüchern.

Und auf dem bunten Kissendeckel lag ein verkrümpeltes, kleines Gesicht, das starr und wächsern mit eingefunkenen Augenhöhlen an die Decke starrete — unbewußt, ob einer da vor ihm stand, der gleichgültig war oder der weinte — ob da die Sonne zitternde Lichter warf oder ob der Regen stürmte. . . .

Ach! Eine eisige Gänsehaut lief ihr über den Rücken. . . .

Das also war das Ende alles Lebens, aller Lust und aller Qual? —

Und unerblicklich reckte sich ein Tiefstes aus ihrer Seele empor. Riesengroß wuchs da der trotzig Wille zum Leben.

Leben halt! Halt!

Fest zuwaden, damit es nicht unter den Händen ent schlüpft! —

„Run ist's gut, Fräulein! Sie müssen sich schnell umziehen! Ich glaube, Sie fiebern schon!“

Kengstlich zupfte die gutmütige Frau an ihrem triefend nassen Kermel und zog sie mit in die Küche.

„So. Nun schnell die Kleider von unserer Marie an, die passen Ihnen gewiß. Es ist doch unmöglich, daß Sie heute abend noch nach Hause gehen. Ich will Ihnen eine Tasse Tee kochen, damit Sie wieder warm werden. Fix, die frischen Strümpfe an. Die sind auch von der Marie. Na, sehen Sie, wie fein die Kleider passen. Hab' ich mir's doch gleich gedacht. Trinken Sie nur. Trinken Sie nur. Der Tee wird Ihnen gut tun. Ja, wie die alte Klinger gib't's keine mehr. So was hatte ich meiner Lebtag nicht gesehen, wie die nach Ihnen lamentierte. Und es war doch zu spät.“

Räthe verkroch sich zusammenschauernd in dem alten Leberfessel neben dem Herd. Sie wußte kaum mehr, was mit ihr geschah — ob sie nicht vielleicht nur träumte. . . .

Das Feuer prasselte, und in dem großen Topf plakten die dampfenden Kartoffeln.

Geräuschvoll zündete die Frau eine Petroleumlampe an, die von der betuchten Decke herabbaumelte.

Als der Bauer in die Küche trat, versuchte er, sein Gesicht in traurige Falten zu legen — und setzte sich schlieflich doch behaglich stöhnend an die andere Seite des Ofens.

„Ja, ja, Fräulein, so ist's. Einmal müssen wir alle dran. Wie ein Stück Vieh, wenn es seine Schuldigkeit getan hat. Daran ist halt nichts zu ändern. Und wenn die Zeit da ist, hilft kein Bitten und Flehen mehr.“

Eine lange Pause. . . .

Auf einmal stand die Frau auf und schüttelte das Wasser von den Kartoffeln ab und dann die mehligten, dampfenden Knollen über den Tisch.

„Heute hilft sie mir nicht mehr schälen. Ja Fräulein, vorgestern noch hat sie da neben mir gefessen —. Immer wieder ist ihr das Messer aus der Hand gefallen, so schwach war sie schon.“

„Wie dunkel es draußen ist. . . .“

Überall fühlte man das verschrumpelte, keine gute Gesicht der Klinger. 25 Jahre. 25 Jahre hatte sie treu und ehrlich gedient. Ein halbes Menschenleben.

Wozu nur? Nur war sie ja doch tot. Am Ende alles Lebens, aller Lust und aller Qual. . . .

„Wie gut dem Fräulein die Kleider passen. Sieht gerade so aus wie unsere Marie!“ Schmunzelte der Alte.

Abends nach dem Essen wollte die Frau ihrem Gast unbedingt noch den Garten zeigen. Wirklich, es ließ ihr keine Ruhe mehr. Es war Mondschein.

Silbern lag er auf allen Dächern, silbern strich sein weicher Strahl über all die üppigen Gemüsebeete, auf denen noch Wassertropfen funkelten.

„Sehen Sie, Fräulein, das ist mein allabendlicher Spaziergang. Früher ging die Marie mit und dann die alte Klinger. Ja, ja. Und hier ist die Weinlaube, wo die Marie immer sitzt, wenn sie hier ist. Sie ist unsere Einzige — aber sie hat raus gewollt — sie wollte nicht bei uns bleiben. Ja, ja. Wir Alten. — Wollen Sie noch ein Weilchen hier sitzen, bis ich Ihr Bett überzogen habe? Es ist noch so schön draußen. Und wissen Sie, Fräulein, das Gräbchen hat all keinen Zweck. Die Toten weckt doch keiner mehr.“

Als Räthe sich in der Dunkelheit allein sah, überkam sie ein Gefühl, als müsse sie davon laufen — als laure etwas Furchtbares hier, — etwas Unfassbares, das ihr in den Nacken griff. . . .

Ein Rascheln draußen.

Unjum! Es ging wohl jemand über die Landstraße.

Aber es kam näher. Eilig.

Die Angst schnürte ihr den Hals zu. Sie wagte nicht, sich zu rühren. Sie hätte sich auf die Erde werfen mögen — und fühlte doch, wie alle Glieder gelähmt waren in einer erwartungsvollen, fürchterlichen Angst!

Schritte. . . .

Starr hielt sie den Kopf in den Händen vergraben. Unbeweglich. Jemand zog die herunterhängenden Ranken zurück, so daß der Mondschein leuchtend durch die dunkle Laube drang.

Einen Moment nur.

„Marie! Marie! Wo kommst Du her? Ich hatte also doch recht gehört, als ich da draußen vorüberkam?“

Und bevor sie noch etwas sagen konnte, hatte jemand sie in der Dunkelheit unwiderstehlich an sich gerissen. Es wurde ein rührend wunderliches Klaffen, Weinen, Lachen und seliges Verwundern.

„Und Du hast mir nichts geschrieben?! Kein Sterbenswörtchen! Zufällig muß ich Dich entdecken! Warum nur hast Du mir nicht geschrieben? Warum? Warum nicht?“ flüsterte er ihr zitternd in die Ohren.

Bei jedem Wort rieselten heiße Schauer über ihren Körper. Sie wollte sich wehren und versuchte, die Faust gegen ihn zu stemmen, Aber ihre Kraft versagte. . . .

„Du Mädchen, wie hab' ich mich nach Dir gesehnt!“ — — Und wieder pregte er sie an sich, daß ihr für Momente der

Atem flochte. Glühende, ungekannte Ströme überfluteten ihr Empfinden, rissen ihre heimlichsten Wünsche herauf. . . .
 „Über so sag' doch ein Wort. Ein Wort. Hast Du mich lieb? Hast Du mich nicht mehr lieb? Sieh' Dich auf meinen Schoß — Marie — komme doch — Marie —
 Da! Der Sturz aus himmelhohen Wolken.
 Was war mit ihr? Träumte sie? O Gott! Was war mit ihr?
 Mit einem Ruck hatte sie sich losgerissen.
 „Was — wollen —?“ Und schluchzte auf, daß es klang wie ein Nis durch feines Leinen.
 Er wich zurück.
 „Marie?!“
 Dann war alles still.
 Verzeihung. Ich dachte, Sie seien Marie, Marie Schulte.“
 Er war schon ganz gefaßt. Ja, es klang beinahe wie ein leises Amüsiertsein mit.
 Man hörte Schritte über den Weg vom Haus.
 „Fräulein! Fräulein!“
 Käthe wandte hinaus — und fiel der verdugten Frau weinend in die Arme.
 „Aber Kind! Kind! Trösten Sie sich doch. Wir müssen ja alle sterben“ —
 Am andern Tag zu Hause sagte Käthe: „Mama, ich muß eine neue Feder auf meinen Hut haben. Sieh nur, wie verregnet die ist. Das kommt davon, wenn man sich so überreilen muß. Morgen zur Beerdigung will ich aber doch wieder hin. Ich ziehe dann natürlich ein schwarzes Kleid an. Ich denke, das mit den breiten Taftblenden — — — das steht mir am besten!“ — —

Kleines feuilleton.

st. Die Königin im Schachspiel. Weshalb die stärkste Figur im Schachspiel auffälliger und unpassenderweise Königin heißt, darüber gab der Leipziger Philologe R. Kleinpaul Aufschluß, zugleich als Beispiel für seltsame Wortverwandlungen. Das Schachspiel stammt bekanntlich aus Persien, daher sein Name, Schach = Schah, d. h. König, also „Königsspiel“; der König soll „mât“ gesetzt, d. h. tot gemacht werden, denn tot heißt persisch mât (ähnlich im Hebräischen und Arabischen). Persisch heißt nun die Königinfigur Ferz, was Feldherr oder Bezier bedeutet. Daraus machte ein lateinischer Dichter des 12. Jahrhunderts Ferzia. Hieraus wurde bei altfranzösischen Dichtern, z. B. in dem seinerzeit hochberühmten „Roman de la Rose“ Fierce, Fierche und Fierge, dann aber Vierge (Jungfrau) und auch im Lateinischen wurde demgemäß Virgo (Jungfrau) üblich. Um sodann den König zu beweiben oder viellecht, weil die Jungfrau neben dem König zu lasziven Witzeleien Anlaß gab, beraubte man sie ihrer Jungfräulichkeit und machte sie zur Königin. —

— Papiergeld aus Papyrus. Die einzige Stelle in Europa, an der noch Papyrus wächst, ist die Quelle des kleinen Flüsschens Anapo, der bei Syrakus in das Meer mündet; doch wurde das Schreibmaterial der Römer nicht in Syrakus hergestellt, sondern aus Alexandria importiert, die Herstellung von Papyrus war in Syrakus bis zu Ende des 18. Jahrhunderts unbekannt. Um diese Zeit begann der Syrakuser Bürger Francesco Saverio Landolina die Herstellung von Papyrus genau nach den Vorschriften, welche Plinius im 13. Buch seiner Naturgeschichte angab. Nach dem Tode von Landolina setzten die Brüder Politi die Papyrusfabrikation fort, diesen folgten ihre Söhne, und heute gibt es in Syrakus nur zwei Personen, nämlich die Frau Concetta de Haro und Prof. Giovanni Raro, Nachkommen der Familie Politi, welche die Kunst der Papyrus-Herstellung verstehen und ausüben. Diese erhalten mit Genehmigung des Unterrichtsministeriums jährlich 400 Bündel der Papyruspflanze, welche sie allein, ohne fremde Hilfe, bearbeiten. Sie verwenden zu ihrer Arbeit einen nach der Vorschrift von Plinius hergestellten Holzhammer. Das Erzeugnis hat lange nicht die Feinheit, Dichtigkeit und Weiße der alten Papyri. Die jährlich erzeugten 200 Blatt haben das Format 25x20 Zentimeter. Zwei Bündel der Pflanze sind nötig, um ein solches Blatt herzustellen. Die Papyrusblätter werden ausschließlich an Touristen verkauft. Am beliebtesten sind solche Blätter, welche Bilder von Syrakuser Wandmalern aufweisen. Eine in Syrakus ansässige Deutsche klebt solche Bilder auf Postkartenbordrude und verkauft sie als Ansichtskarten an Fremde. Ein Blatt Papyrus kostet 1½ bis 2 Lire, die mit Bildern bedruckten sind teurer.

Die Handelskammer von Syrakus empfiehlt nun, wie die „Papier-Zeitung“ mitteilt, der Regierung, sie möge allen staatlichen Büchereien und Museen den Erwerb solcher Papyrusblätter vorschreiben, damit mehr Nachfrage herrsche. Der italienische Unterrichtsminister geht jedoch weiter und regt an, daß das Landwirtschaftsministerium längs der Flüsse Anapo und Giare bei Syrakus große Kulturen der Papyruspflanze anlegen möge. Das Parlament soll dann die Herstellung von Papyrus zum Staatsmonopol erklären, und das italienische Papiergeld soll ausschließlich auf Papyrus gedruckt werden, wodurch allen Fälschungen vorgebeugt würde! — („Umschau“.)

Medizinisches.

— Die künstliche Blutstauung. Der Bonner Chirurg Prof. Bier hat kürzlich für sein neues Heilverfahren der künstlichen Blutstauung den neu gestifteten Rufmaul-Preis der Heidelberger medizinischen Fakultät erhalten. Die in dieser Weise ausgezeichnete Behandlungsmethode, die von Sachverständigen als die wichtigste chirurgische Errungenschaft seit der Einführung der Antiseptis bezeichnet wird, teilt mit manchen anderen bedeutenden ärztlichen Neuerungen das Schicksal, daß sie einer verhältnismäßig recht langen Zeit bedurfte, um sich in der medizinischen Welt Anerkennung zu erringen. Jahre sind verfloßen, seit Prof. Bier zum erstenmal auf die vorzüglichen Heilerfolge aufmerksam machte, die er bei tuberkulösen Gelenkentzündungen im Anfangsstadium mit der künstlichen Blutstauung erzielte. Die Behandlung bestand, wie wir einer Mitteilung der „Köln. Ztg.“ entnehmen, darin, daß er täglich für mehrere Stunden um den erkrankten Körperteil oberhalb des Krankheitsherdes eine Gummibinde ziemlich fest anlegte. Dadurch kam es wegen der Behinderung des Blutabflusses zu einer mächtigen venösen Stauung, die schon nach kurzer Zeit zu hochroter Verfärbung und starker Anschwellung des abgechnürten Körpergliedes führte. Dieses der Natur abgelaufene Verfahren, mit dem Professor Bier die im Blute vorhandenen Schutzstoffe gegen den in den Körper eingebrungenen bakteriellen Feind auf den Kampfplan schickte, erwies sich seinem Entdecker in zahlreichen Fällen so heilsam und segensreich, daß er es sorgfältig nach allen Richtungen durchprüfte. Auf dem letzten Chirurgenkongreß empfahl er es dann aufs wärmste gegen alle akuten und chronischen Gelenkerkrankungen und gegen Entzündungen verschiedensten Ursprungs. Die von Bier veröffentlichten günstigen Ergebnisse machten anfangs in Fachkreisen wenig Eindruck, sind aber jetzt von einer ganzen Reihe von Chirurgen in vollem Umfange bejaht worden, und es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß die neue Methode berufen ist, für alle Zukunft in der ärztlichen Therapie eine bedeutende Rolle zu spielen, besonders, nachdem sie durch einige technische Verbesserungen noch weiter vervollkommen worden ist. Mittels der Blutstauung vermag der darin erfahrene Arzt nicht nur frische Entzündungen oft in weniger als einem Tage ohne weiteren Eingriff völlig zu beseitigen, sondern selbst schwere Eiterungen, die sonst nur durch energische Behandlung mit dem Messer zum Stillstand gebracht werden konnten, überraschend schnell und meist mit vollkommener Erhaltung der Funktion zu heilen. Gefährlichen Sehnen- und Knochenmarktentzündungen und anderen sonst leicht zur Verstümmelung führenden chirurgischen Erkrankungen kann der Arzt jetzt mit einem ganz anderen Gefühl der Sicherheit entgegentreten, und wenn auch natürlich nicht jeder Fall zu einem glücklichen Ende gelangt, so hat sich die künstliche Stauungshyperämie doch nach dem einstimmigen Urteil sachkundiger Beobachter fast stets glänzend bewährt. —

Humoristisches.

— Schlechter Erfolg. „Wie hat denn das neue Trauerspiel gefallen?“

„Ach, es waren ja nur drei Herren im Zuschauerraum — und die haben sich näher zusammengesetzt und . . . Slat gespielt!“ —

— Moderne Annonce. Junge Dame wünscht idealen Gedankenaustausch mit gebildetem Herrn. Wittver ohne Kinder nicht ausgeschlossen. —

— Probates Mittel. Gast: . . . Wie haben Sie denn nun die Raufbolde auseinandergelassen?“

Wirt: „O sehr einfach! Ich hab' meine Weibskleit' den Saal scheuern lassen — die hab'n' gleich draußen g'habt!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Großloge für Deutschland VIII u. D. B. B. erläßt ein Preis ausschreiben für das beste jüdische Märchenbuch. Als Preis sind 500 M. ausgesetzt. Die Arbeiten müssen mit einem Kennwort versehen sein und unter Beifügung eines verschlossenen Briefumschlages mit demselben Motto, worin sich der Name des Verfassers befindet, bis zum 1. Oktober 1906 an Herrn D. Wolff, Berlin, Wilhelmstr. 118 III eingesandt werden. —

— Das Kleine Theater hat Dr. Emil Geher als Dramaturgen gewonnen. —

— Besteuerung ausländischer Schauspieler in Norwegen. Aus Kristiania wird gemeldet, daß die auf Betreiben des norwegischen Schauspielerverbandes vom Magistrat vorgeschlagene Besteuerung ausländischer Schauspieler mit 10 Proz. vom Willeterverkauf von der Kommunalverwaltung wahrscheinlich genehmigt werden wird. —

— In New York soll mit Beginn der nächsten Spielzeit ein zweites deutsches Theater eröffnet werden. —

— Emmy Destinn scheidet mit Ablauf ihres Vertrages (1908) aus dem Verband des Opernhause. —

— Richard Strauß' Musikdrama „Salome“ wird unter Leitung des Komponisten im Neuen Stadttheater zu Graz am 16., 18. und 20. Mai aufgeführt werden. —